

Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. — Cincinnati, O., den 23. Juli 1886. — Nummer 4.

Ein deutscher
Minister.

Roman von **S. Kohn**, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

Remchingen schüttelte energisch bejahend mit dem Kopfe. — Oppenheim fuhr fort.

„Ich habe stets daran gedacht, meinem Posten. meiner Pflicht entrissen werden zu können. Ich habe, damit in diesem Falle nicht durch einen jähen Systemwechsel das Wohl des Staates und der Dynastie gefährdet werde, meine Ansichten in einem Memorandum niedergeschrieben. Es liegt in dem Schreibepulte meines Arbeitszimmers, hier hast Du den Schlüssel, Remchingen, im Falle.... wirst Du es in die Hand des Herzogs legen. Ich will Euch vorsichtshalber in Kurzem die Grundzüge desselben mittheilen. — Nach meinem Ableben mögen die beiden Stellen, die ich vereinigte, getrennt werden; Finanz-Director könnte Kabinetsrath Hellwachs werden; der hat Talent dazu — für das Ministerium habe ich mir erlaubt, dem Herzog eine andere Persönlichkeit vorzuschlagen ..." Oppenheim verschwieg den Namen, weßhalb irgend Jemand vielleicht unnöthigerweise verletzen? „Ich bitte den Herzog in meinem Memorandum, n i e die Einführung der Monopolsteuer, die ohne meine Zustimmung und gegen meinen Willen geplant wird, die das Volk aussaugen und erbittern würde, zu gestatten. Ich beschwöre ihn, einen Vormundschaftsrath zu bestimmen, der für den Fall, als der Herzog während der Minderjährigkeit des Erbprinzen mit dem Tode abgehen sollte, die Regierung des Landes leitet. Ich schlage ihm, für den Fall, als auch ich dann schon todt sein sollte, die Frau Herzogin als Präsidentin vor, dann Euch, meine lieben Freunde,.... Balfinger..."

„Balfinger, Deinen entschiedenen Gegner, der Einzige, der es wagt, sich offen gegen Dich auszusprechen?" frug Remchingen erstaunt.

„Derselbe.... er ist ein ehrlicher Mann — seine unrichtigen Anschauungen würden in dem Rathe in der Minorität bleiben, seine reichen Erfahrungen dem Lande zu Gute kommen. Ich hatte früher an Geisberg gedacht, aber ich habe mein Ansicht geändert, der ließe sich von der Herzogin zu stark beeinflussen; und als Fünften — den hochverdienten Gesandten Baron Harms."

„Ein Fremder?" frug Röder, obgleich hoch befriedigt, daß ihn der Minister zu dieser hohen, einflußreichen Stellung empfahl.

„Ich weiß es, es ist etwas Ungewöhnliches; aber man hat sich, seitdem ein Jude Premierminister in Würtemberg ist, an das Ungewöhnliche gewöhnt. — Ich rathe dem Herzog auch dringend, als Vormund für die Person des Erbprinzen den deutschen Kaiser zu wählen; — und da würde Harm's Theilnahme an dem Vormundschaftsrath der sicherste Schutz für die Dynastie, das heißt für die rechtmäßigen Erben sein. Wenn Würtemberg unter dem Schutze des deutschen Reiches [illegible] lichen Thronerben anzutasten wagen — Harms ist ein Freund des Herzogs und des Rechtes, ein Liebling Kaiser Karls, kennt die Verhältnisse unseres Landes, und wird sich nicht in unsere inneren Angelegenheiten mischen. — Die unbilligen, unrechtmäßigen Forderungen der Stände soll der Herzog machtvoll zurückweisen — aber eben so streng auf die Rechte der Landschaft achten, und sich die besonnenen, gemäßigten Gegner zu Freunden machen, damit endlich Friede werde im Lande. Ebenso bitte ich ihn unterthänigst und dringend, die Rechte der evangelischen Landeskirche in keinerlei Weise anzutasten und auch den leisesten Schein zu vermeiden, als wolle er seine Glaubensgenossen auf Kosten der anderen Confession bevorzugen. Einen anderen niedergeschriebenen Wunsch lasse ich — als nicht das Wohl des ganzen Volkes betreffend — unerwähnt.. So weit der M i n i s t e r.... Gestattet noch dem Vater eine Bitte. Ich habe ein einzig Kind, ein holdes, liebes, unschuldreiches Mädchen," Oppenheim's Stimme zitterte vor tiefer Bewegung; „es ist mein höchstes Gut auf Erden, der reichste Schatz meines Daseins, sie verlor frühzeitig ihre Mutter.... sie wäre dann ganz verwaist ... Remchingen, ich stelle sie unter Deinen Schutz! Gleich nach meinem Begräbnisse — ich will bei meinen Glaubensbrüdern auf dem jüdischen Friedhofe ruhen — sendest Du mein Kind unter sicherem Geleite nach Würzburg zu Dr. Wolfsberg, ihrem Großvater....Wirst Du meine Bitte erfüllen? Versprichst Du mir's, Freund?"

„Bei Gott! ich führe sie selbst nach Würzburg", rief der General, treuherzig in die dargebotene Rechte einschlagend. .... „Aber Oppenheim .... ich .... ich fahre mit Dir ... entweder schütz ich Dich vor dem Mörder — oder wenn Du sterben solltest... will ich mit Dir von hier abfahren.... Tausend Bomben und Kanonen! — meiner Seel'! — es wäre mir am liebsten, in so guter Gesellschaft aus dem Leben zu marschiren!"

Oppenheim lachte, während eine Thräne in seinem Ange aufging. „Du bist ein großes, altes, garstiges Kind," rief er freundlich. „Soll der Herzog, wenn es schlecht geht, auf einmal z w e i treue Diener verlieren?....und wer soll dann Ordnung halten, Du Hitzkopf, Du! Aber jetzt, meine Herren, sind wir lange genug von der Gesellschaft abwesend gewesen.... Dein neuer Adjutant Graf [illegible] die Truppen bringen, Remchingen .— Nun .... heitere Gesichter! Wir wollen die Tischgesellschaft nicht erschrecken.... was ich mitgetheilt, bleibt vorläufig tiefes Geheimniß. Allons, messieurs....s'il vous plait!"

Sie waren einige Schritte rasch dem Banketisaale zugeeilt, als der Minister plötzlich wieder stehen blieb. „Noch Eins, ich muß es jetzt bemerken," sagte er lächelnd, „denn im ungünstigen Falle, wenn ich todt bin, wäre es dann zu spät; mein Mörder darf nicht gefoltert werden; point du tout!"

„Warum?" frugen Remchingen und Röder gleichzeitig.

„Einmal, weil es unnatürlich, unmenschlich ist — und zweitens, weil die Aussagen, die durch die Qualen der Tortur erzwungen werden, falsch, werthlos nur geeignet sind, den Richter irre zu führen, Unschuldige zu verurtheilen. Unter der Folter gesteht man, was Ihr wollt!... Gehen wir!"

Der Minister ging voran, die beiden anderen folgten.

„Ist das ein Mann, Herr Graf? was?" sagte Remchingen, „ein Riese! — dem gegenüber erscheinen wir andern....als rechte Laufekerle....nicht wahr? — O! wenn den die Welt kennte, wie wir ihn kennen, anbetend müßte Deutschland vor ihm in den Staub niederfallen!"

Grafen Röder mundete als hofmännischem Hocharistokraten die plebeische Sprachweise des derben, biederen Baiers ebensowenig, als dem erbitterten Gegner Oppenheim's die fanatische Verehrung des Generals angenehm war.

An der herzoglichen Tafel herrschte ein ungezwungen fröhlicher Ton. Reizende Damen, geistvolle Männer, treffliche Speisen, köstliche Weine, eine taghelle Beleuchtung, Wohlgerüche, welche die Luft durchdufteten, Alles, was des Menschen Sinn erfreuen kann, war vereint.— Die drei Herren, die so spät zu Tische kamen, mußten sich eine tüchtige Abkanzlung der Herzogin gefallen lassen, auf welche der Minister in seiner gewohnten geistreichen Weise replizirte. Die Conversation war recht belebt. Die beiden fremden Prinzen waren mit ihren Damen rechts und links neben dem herzoglichen Paare placirt worden. Jene wurden vom Hofmarschall als Hofdamen der betreffenden Prinzessinnen bezeichnet. Leonore, die Mutter, war doch durch die Anwesenheit ihrer Tochter befangen und unterließ es, sich dem Herzog sowohl mit [illegible] dem doch alle Damen zu kokettiren versuchten, als dem Minister, dessen auffallende männliche Gestalt einen tiefen Eindruck auf sie machte, zu nähern; allein die Tochter, deren Witz und Geist den Herzog für sie sehr günstig gestimmt hatten, beschoß mit den glühenden Blicken ihrer wunderschönen Augen den Herzog, der gar nicht zu beabsichtigen schien, dem schönen Feinde langen Widerstand zu leisten; gleichzeitig richtete sie ihr verheerendes, entzündendes Geschoß auf den Minister, der ihr noch weit besser als der Herzog gefiel — aber hier prallten ihre Projectile wirkungslos ab. „Sollte denn diesem Oppenheim für Frauenschönheit jeder Sinn abgehen?" dachte sie genau so, wie vierundzwanzig Jahre früher ihre heißblütige, leidenschaftliche Mutter gedacht und ausgesprochen hatte. Leonore Lodingen nahm sich fest vor, den Hof nicht zu verlassen, bis sie nicht den Herzog und den Minister, beide zu ihren Füßen gesehen.

Graf Heinrich Röder, der, nachdem er den von Remchingen erhaltenen Auftrag ausgeführt, rasch zurückgekehrt war, war es gelungen, den beneidenswerthen Platz an Clara Oppenheim's Seite zu erlangen. So viele Schönheiten ersten Ranges auch in dem kleinen Kreise versammelt waren, so wurden alle von Clara überstrahlt. Heinrich Röder verschlang sie gierig mit seinen Blicken, und doch war der junge, hochmüthige, den Frauen gegenüber siegesgewohnte Mann vor dem kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchen befangen, blöde: ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß Tugend, Herzensrein-

heit und Unschuld auch dem blasirtesten Roue imponirt. Heinrich Röder war so mächtig von seinen Gefühlen erschüttert, daß er plötzlich aufstand, zu dem Sessel seines Vaters trat, und diesem in's Ohr flüsterte:

„Clara Oppenheim ist das wunderbarste Geschöpf auf Gottes Erdboden, sie ist himmlisch, — entzückend, die — oder Keine wird mein Weib, Vater ...“

„Siehst Du“, entgegnete sein Vater mit einem leichten Lächeln, „die Kinder sollen immer den Eltern gehorchen, ... aber merk' Dir Eins, Heinrich: .... die goldene Mittelstraße! — zu wenig und zu viel ist des Narren Ziel! ....“

— — — — — — —

„Vetter!“ sprach Carl Alexander vertraulich zum Herzog von Neustadt, der neben der Herzogin Maria Augusta saß, — Sie kennen wohl meinen Minister Oppenheim nicht ...was sagen Sie — war das nicht ein origineller, aber großartiger Gedanke von mir, allen Vorurtheilen trotzend, den Juden, den wahrhaft großen Mann, zu meinem Premierminister zu ernennen?“

„Gewiß, Durchlaucht!“ entgegnete der Prinz von Neustadt mit seinem nichtssagenden Lächeln.

„Sie müssen ihn sprechen, auf Fürstenwort, der geistreichste Mensch unserer Zeit ...ah! Sie müssen ihn näher kennen lernen. „Lieber Oppenheim, Prinz Neustadt wünscht Sie zu sprechen!“

Der Gerufene kam langsam näher, der Prinz erhob sich und reichte ihm die Hand, [illegible] Rudolf schlug verlegen die Augen nieder. „Seine Durchlaucht wünscht Sie kennen zu lernen“, wiederholte der Herzog.

„Ich hatte schon einmal die Ehre, Seine Durchlaucht zu sprechen; aber damals war es in einer für uns beide sehr unangenehmen Situation.“

Der Herzog von Neustadt erzitterte, er ward abwechselnd purpurroth und erdfahl, der Schweiß rollte in großen Tropfen von seiner Stirne, er fuhr krampfhaft mit seinem Taschentuche über sein Gesicht. Sollte der fürchterliche Mann ihn in so gräßlicher Weise bloßstellen wollen? ein verlegenes Lächeln irrte über sein verzerrtes Gesicht.

„Ei der Kukuk!“ rief der Herzog, „davon haben Sie mir ja noch nichts erzählt, Oppenheim.... das wußte ich nicht.... Wo begegneten sich die Herren?“ Der Herzog richtete die Frage Höflichkeits halber an den Prinzen, dieser, der keine Ahnung hatte, was er erwidern sollte, überließ die Antwort dem Minister. „Es war eine eigenthümliche Geschichte“, sprach dieser, jedes Wort langsam abwägend — „aber so hohen Herren sieht man schon etwas nach.“ Prinz Neustadt holte tief Athem, es klang nahezu wie ein Stöhnen. „Ich besitze, wie Euer Durchlaucht wissen, ein Gut unweit unserer Grenze; da habe ich denn Seine fürstliche Gnaden Herzog Carl Rudolf fast auf meinem Grund und Boden auf unerlaubter Jagd betreten.“

„Ah! Gottes Donner und Blitz!“ lächte der Herzog laut auf, „das ist interessant, ein durchlauchtigster Waldfrevler .... ja ... wenn's ein gemeiner Mensch, wie ein Bauer, thut ...nennt man's Verbrechen ... aber bei einem hohen Herrn nennt man's Passion ...“

„Ich habe es auch von diesem Standpunkte aufgefaßt; wäre Seine Durchlaucht nicht ein Verwandter meines hohen Fürsten, und auch“, ein leichtes, verächtliches Lächeln umspielte des Ministers Lippen, „ein souverainer Herr gewesen; bei Gott! ich wäre strenge mit ihm in's Gericht gegangen.“ Oppenheim sprach die letzten Worte sehr ernst.

„Merkwürdig, sehr merkwürdig“, sprach der Herzog Carl Alexander, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte, „ja, die Jagd ist eine Leidenschaft, und Leidenschaft respectirt keine Grenze.“

„Respectirt keine Grenze“, wiederholte der Prinz verlegen, und doch froh, der sich bedrohlich gestaltenden Gefahr entronnen zu sein.

„Aber, lieber Vetter! Sie müssen ja in Ihrem Lande und auch auf Ihrem Privatbesitze Dannenheim in *meinem* Würtemberg herrliche Jagd haben ... aber das ist halt menschliche Leidenschaft, verbotene Frucht schmeckt süß ...es war vielleicht eine besondere Art von Edelwild, das sie dort suchten?“

Was Seine herzogliche Gnaden, auf *meinem* Grund und Boden suchten, fanden Dieselben allerdings *zu Hause nicht*“, erwiderte der Minister mit starker Betonung; aber mit gewohnter Meisterschaft wußte er nun dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. Da der erste Gang der Tafel eben beendet war, erhob sich der Herzog Carl Alexander und ließ die beiden Andern allein.

„Excellenz“, sprach der Prinz von Neustadt, „darf ich Sie bitten, sich mit mir in die Fensterecke zu bemühen?“ Der Minister folgte ihm schweigend. „Ich hoffe, daß Sie mir nicht mehr wegen des Vorfalls zürnen, den sie eben in so geistvoller Weise andeuteten, und den Niemand schmerzhafter und tiefer bedauert als ich. — Ein versöhnliches Gemüth ist das charakteristische Zeichen eines großen Mannes, und ein solcher sind Sie ohne Widerspruch“, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er rasch fort, „das vorausgesetzt, wende ich mich mit einer Bitte an Sie. Ich bin ein ruhiger, stiller Mann, und habe, ich versichere es Ihnen, Herr Minister, gar keine Neigung, mich am politischen Leben noch irgendwie zu betheiligen. Die Herren Landstände in Würtemberg hatten sich vor dem Regierungsantritte meines lieben Vetters, des Herzogs Carl Alexander, den Gott noch recht lange erhalten möge, an mich gewendet und von mir verlangt, ich möge fordern, der Herzog sollte mich, für den Fall, den Gott gnädigst verhüten möge, als er während der Minderjährigkeit seines Sohnes mit dem Tode abginge, bis zur Großjährigkeit desselben als Regierungsverweser bestellen. Ich habe mich aber in diese Staatsaffaire gar nicht hineingemischt. Du lieber Gott! Der Herzog ist regierender Herr und kann bestimmen, was ihm beliebt, ... und“, fuhr der Prinz mit einem gutmüthigen Lächeln fort, „offen gestanden, ich habe gar keine Lust am Regieren. Mein kleines Ländchen Würtemberg-Neustadt zu regieren, macht mir weder Unbequemlichkeiten noch Sorgen, aber es lohnt sich wahrhaftig gar nicht der Mühe, der Souverain eines solchen Miniaturstaates zu sein. Wenn ich ruhig auf meinem Schlosse leben kann, dort eine schöne, geistvolle Dame habe, die mir die Zeit vertreiben hilft — Sie sehen, Excellenz, ich bin offen und verdecke meine häßlichen Schwächen nicht — so ziehe ich das, ehrlich gestanden, allem Anderen vor ... und enfin, ich weiß gar nicht, ob ich die Fähigkeit hätte, einen Staat wie Würtemberg mit solchen“, er blickte sich lauernd um, ob sein Flüstern nicht denn doch irgendwo gehört werden könnte, — „hartköpfigen Landständen .... in so unruhiger Zeit, Kriegsaussichten auf allen Enden und Ecken, — zu regieren. Freilich, mit einem solchen Minister, wie Sie ...ah! — da wär's dem größten Dummkopf leicht; .... aber....“ Der Prinz stockte in seiner langen Rede.

Der Minister kam ihm in eigenthümlicher Weise zu Hilfe. „Ich begreife Sie vollständig, Durchlaucht!“ sprach er, „Sie fürchten, Serenissimus könnte Sie mit einer Würde belasten, die Sie nicht wünschen.“

Der Herzog schaute verlegen auf; aber jeder Prinz ist ein geborener Diplomat, und er antwortete gewandt genug:

„Excellenz sind meinen Ansichten ... ziemlich nahe gekommen .... aber um einem Mißverständnisse vorzubeugen, muß ich denn doch bemerken, daß wenn mein lieber Vetter darauf *bestehen* sollte, daß ein Prinz *seines Hauses* für den angedeuteten Fall Regent werden soll, ich mich hierzu denn doch entschließen würde, um so mehr, als es mir — ich gestehe dies in meiner offenen, biederen Weise unumwunden — wehe thun, mich sehr schmerzen würde, mir den Prinzen Carl Friedrich von Würtemberg-Oels, der weit entfernter verwandt ist als ich, vorgezogen zu sehen. Der Herzog Oels ist ein unbedeutender Mensch auf Gottes Erdboden, ein Mensch, der sich von seiner Maitresse, einer alternden Kokette, willenlos beherrschen läßt, ein *intoleranter Herr*, der Alles haßt, was nicht *evangelisch* ist..... Am liebsten wäre mir allerdings, wenn ich verschont bliebe, aber bevor Carl Friedrich zum Regenten bestimmt würde, wollte ich doch lieber das große Opfer bringen und die schwere Last auf meine Schultern laden.“

Der Herzog von Neustadt sahreich lieb und erwartungsvoll in das Gesicht des Ministers; aber dieser war nicht der Mann, der sich gegen seinen Willen eine Antwort erpressen ließ.

„Seine Durchlaucht der Herr Herzog Carl Alexander ist rüstig und gesund, steht in voller Manneskraft. Ich hoffe, er wird die Großjährigkeit seines Sohnes noch lange überleben. — Uebrigens werde ich Seiner Durchlaucht für den Fall, als ich darüber befragt werden sollte, Höchstihre Geneigtheit, die Landes-Administration anzunehmen, aussprechen.“

„Noch Eins ...“, meinte Prinz Carl Rudolf, „ich würde nur dann Regent werden wollen, wenn Sie mir versprechen, Minister zu bleiben ... *Sie* sind der Mann, der mir Hochachtung, Verehrung, Bewunderung einflößt ...ja, wahrhaftig ... Wenn ich Regent wäre, Sie dürften als mein alter ego nicht tout simplement ....Herr Oppenheim bleiben.... Das Erste bei meinem Regierungsantritte wäre ...beim Kaiser für Sie um den Grafentitel bittlich zu werden....das müßte ich durchsetzen, und wenn es mein halbes Land kosten sollte.“

„Durchlaucht, ich kann jetzt nicht bestimmen, ob ich unter andern Verhältnissen noch Minister bleiben könnte, ...ich weiß auch nicht, ob es ein Anderer als Carl Alexander wagen dürfte, einen Juden als Minister zu haben. Mein Herzog ist ein Kriegsheld, seine Feinde zittern vor ihm .... „aber“, brach Oppenheim ab, ich werde mir vielleicht einmal erlauben, Euer Durchlaucht, auf dieses Gespräch zu erinnern“.

„Gewiß, wird es mir lieb sein“, flüsterte der Herzog von Neustadt, Oppenheim's Worte als eine Art Zugeständniß betrachtend, „Sie können versichert sein, der Regent von Württemberg wird halten, was der Herzog von Neustadt versprochen“ und mit einer Verbeugung, ging Prinz Carl Rudolf zu seinem Sitze zurück.

Prinz Carl Friedrich hatte schon lange mit eifersüchtigem Grimme, die Conversation seines Vetters mit dem Minister beobachtet; kaum sah er diesen frei, als er auf ihn losstürzte, und in ähnlicher Weise, wie sein Vetter, um die Landes-Administration candidirte. Bei der Beschränktheit seines Verstandes war die Form seiner Versprechungen und Lockungen noch plumper, als jene Carl Rudolfs. Der Minister antwortete ungefähr dasselbe, was er dem ersten Bewerber erwiedert hatte.

Der Herzog hatte gewartet, bis die Prinzen ihre Gespräche mit dem Minister beendet und alle zur Tafel zurückgekehrt waren, nun erhob er sich mit dem vollen Weinglase. „Ich trinke“, rief er, „auf das Wohl meines erhabenen Herrn und Freundes seiner Majestät des durchlauchtigsten Kaiser Carl den sechsten — auf das Wohl seines Reiches, seiner siegreichen Armee. Er hat meinem Lande ein neues Zeichen seiner unerschöpflichen Huld gegeben—doch das wird Ihnen mein Minister später erzählen — dem deutschen Kaiser ein dreifach donnernd Hoch!“

Alle Anwesenden erhoben sich stürmisch und stimmten in den Ruf ein.

Nun erhob sich Baron Harms, der österreichische Gesandte, und brachte einen wohlgesetzten Trinkspruch auf des Herzog von Württemberg hochfürstliche Durchlaucht aus.

Nach einer kurzen Pause erhob sich Oppenheim und bat den Herzog um die Erlaubniß, sprechen zu dürfen.

„Ich erlaube mir“, begann er mit einer Ruhe, die für Remchingen und Röder, weil fast die Menschennatur verläugnend, etwas unsagbar Imponirendes hatte, „ein Glas auf das Wohl seiner Excellenz des Herrn kaiserlichen Geheimrathes Freiherrn von Harms zu leeren, — eines Mannes, der ein alter, treubewährter

Freund unseres hohen Herrn, unseres Landes und unseres Volkes ist. — Er ist auch diesmal der Bringer eines wahrhaft kaiserlichen Geschenkes für die zwei ersten Männer des Landes, eines Geschenkes, das an Werth vollkommen unschätzbar ist. Seine apostolische Majestät der Kaiser Karl hat allergnädigst geruht, dem württembergischen General-Lieutenant Georg von Remchingen und dem württembergischen Landstand Obrist Grafen Gustav von Röder das goldene Vließ,— den höchsten Orden der Christenheit zu verleihen. Dem altbewährten Freunde des Landes, dem Bringer neuer hoher Ehren und froher Botschaften, seiner Excellenz dem kaiserlichen Gesandten Freiherrn von Harms . . . . hoch!"

Die beiden Ueberraschten waren einen Moment im Uebermaße des Glückes völlig erstarrt, namentlich Röder, dessen schrankenloser Ehrgeiz begierig nach Auszeichnungen lechzte, war durch diese unerwartete hohe Ehre in den höchsten Himmel gehoben.

„Excellenz!" rief er, sich enthusiastisch an Harms wendend, „wie soll,—wie kann ich Ihnen danken, denn doch nur I h r e r allvermögenden Fürsprache habe ich . . . ."

„Nicht m i r", antwortete Harms — „d e m dort, — Ihrem Minister Oppenheim allein haben Sie es zu danken. . . ." Röder blickte erstaunt in das Gesicht des österreichischen Diplomaten, „ja wohl, so ist's", versicherte dieser nochmals. „Der Herzog erbat sich, von meinem allergnädigsten Herrn eine Auszeichnung für seine treuen Diener. Der Kaiser wollte Remchingen das goldene Vließ verleihen, den Minister Oppenheim zum Grafen des deutschen Reiches erheben, wenn er den christlichen Glauben annahm. Dies wollte Oppenheim nicht, und der Kaiser zeigte sich nicht abgeneigt, ihn wenizstens in den Reichsfreiherrnstand auch dann zu erheben, wenn er seinem Glauben treu blieb, aber seine Excellenz baten, man möge die ihm zu erweisende hohe Huld auf Sie übertragen, — und da Sie schon Graf sind, Sie zum Ritter des goldenen Vließes schlagen. Das ist die Geschichte Ihrer Auszeichnung."

In d e m Momente fühlte sich Röder von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Oppenheim g e g e n seinen Willen überwältigt, er stürzte zu diesem hin und rief:

„Excellenz! Ich wäre überglücklich, wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit mit meinem Leben beweisen könnte, meinen letzten Blutstropfen würde ich mit Wollust und Seligkeit für Ihr Wohl verspritzen." Er rief seinen Sohn herbei. „Heinrich! Siehst Du! — d a s ist der Mann, dem unser Haus seine Größe, seinen Glanz, seine hohe Ehre verdankt."

„Ja", sprach Heinrich Röder lebhaft", seine Excellenz ist in der Lage, einen Menschen überglücklich zu machen."

In dem Augenblicke hatte der meineidige, vom Uebermaße genossener Ehre berauschte Mann, hatte Graf Röder alles Andere, seine Hoffnungen auf die Herzogstatthalterschaft vergessen, in dem Augenblicke waren die mächtigen Gefühlsausbrüche wahr gemeint.

„Stille, stille mein Lieber!" meinte der Minister mit seinem feinen, milden Lächeln, „ich weiß, Ihr beide, Remchingen und Röder, seid meine besten Freunde, auf Euch könnte ich in der Zeit der Noth rechnen."

Nachdem die neuen Ritter des goldenen Vließes auch ihrem Souverain für seine allergnädigste hohe Verwendung gedankt und die Glückwünsche der Anwesenden empfangen hatten, erhob sich Graf Segur und bat den Herzog um die gnädige Erlaubniß, auch einen Trinkspruch ausbringen zu dürfen. Dieser galt den schönen Damen am Stuttgarter Hofe, an deren Spitze die herrlichste aller Frauen, die durchlauchtigste Herzogin Maria Auguste steht. Als er geendet, nahte er sich der Herzogin, ließ sich auf ein Knie nieder und reichte sein Glas hin, an das die Fürstin, sich zu ihm niederbeugend, mit ihrem Pokale anstieß. Die zarte Huldigung und weit mehr noch der schöne stattliche Mann schien der Herzogin gar außerordentlich zu gefallen, und als sie sich so tief zu ihm nieder neigte, wußte Oppenheim, der dieser Scene mit Aufmerksamkeit gefolgt war, nicht, ob die Herzogin ihr Haupt so tief senke, um dem galanten Franzosen in's Auge zu blicken, oder die brennende Röthe zu verbergen, die flammend ihr reizendes Gesicht, ihren Nacken und Busen überzog, ... und auch die Augen des Grafen glänzten lüstern begehrlich.

Der Minister sah auf seine Uhr. Wenn er früher aufbrechen wollte, war es die höchste Zeit. Er neigte sich zu dem Stuhle seiner Tochter und sagte dieser leise, daß er allein nach Hause fahren, daß sie die Generalin Remchingen nach Hause bringen würde, dann küßte er sie innig, und legte seine Hände segnend auf ihr schönes Haupt . . . vielleicht sollte er sie denn doch nicht mehr in diesem Leben wieder sehen. Mit einem süßen Lächeln blickte das herrliche Mädchen in des Vaters Angesicht, aber sein Beginnen setzte sie nicht in Erstaunen, er segnete sie, wenn sie bei ihm war, allabendlich, vielleicht hatte er noch zu arbeiten und konnte sie nicht mehr sprechen.

„Ta Dieu! „wo ist mein Oppenheim?" rief der Herzog kurz darauf, „wenn der fehlt, stockt die Unterhaltung, er ist doch der geistreichste Mensch auf Gottes weiter Welt!"

„Er läßt sich unterthänigst entschuldigen; wichtige, dringende Staatsgeschäfte riefen ihn ab", sagte Graf Röder leise.

Remchingen hatte Oppenheim den ganzen Corridor begleitet, hier bestand dieser darauf, daß jener zurückkehre. Remchingen war zurückgekommen und ging auf Röder zu.

„Ich habe am Stiegenhaus gewartet und gehorcht . . . . ich habe den Wagen ruhig fortrollen hören, . . . es muß nichts geschehen sein . . . vielleicht hat Jemand ein falsches Gerücht ausgesprengt . . . . weiß der Teufel, mir ist so furchtbar schwül . . . . beim allmächtigen Gott . . . . hunderttausend türkischen Teufeln oder einer wohlgespickten Batterie, die Tod und Hölle speit und die ich mit meinen Reitern nehmen sollte, gegenüber—wäre mir lange nicht so heiß und unbehaglich, wie jetzt . . . puh!" . . . . Remchingen blies seine braunen Backen auf, als wolle er sie zersprengen.

„Wie ich den Oppenheim kenne, so schickt er wohl; sobald er glücklich nach Hause gekommen ist, so eine Art Civil-Ordonnanz, uns mitzutheilen, daß Alles in der Ordnung ist.— Uebrigens habe ich mir um meine Uniform und Waffen nach Hause geschickt . . . , wenn so ein Spektakel losbräch' und man fänd' uns noch in Maskenkleidern . . . das wär' ein schlechter Spaß; hui! das wär' für unsere Gegner ein gefunden Fressen!"

„Seien Sie ganz unbesorgt, Herr General-Lieutenant, mein Heinrich hat alle Ihre Aufträge pünktlich vollführt, in der naheliegenden Katharine-Kaserne sind achthundert Mann consignirt, meine Prinz Eugen Dragoner können jeden Augenblick aufsitzen,— wir sind vor Ueberraschung vollkommen geschützt."

„Kreuzsternhimmeldonnersakrament!! wenn ich nur schon um eine lumpige Stunde älter wär'", fluchte Remchingen zähneknirschend . . . . . . „bei Gott! ich komm' nicht dazu, einen vernünftigen Gedanken auszuhecken, ein vernünftiges Wort zu sprechen . . . . . Röder, Freund! — es war doch gottlos dumm, daß wir dem eigensinnigen Menschen nachgegeben haben; aber er hat eine Art zu sprechen, die jede Gegenred' zu Boden schlägt", und wieder begann Remchingen, seine Backen aufzublasen und höchst unhofmännisch mit den Fingern krampfhaft auf den Tisch zu trommeln . . . . . . „aber! — wir sind schrecklich dumm — nachschicken kann man ja Jemanden, um zu hören, was vorgeht, oder selbst nachschauen . . . . . bei Gott, mir dreht sich der Kopf wie ein Mühlrad!" Remchingen sprang auf, um auf die Straße zu eilen.

Röder hielt ihn zurück. „Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich nicht weniger aufgeregt bin als Sie, aber jetzt können wir schon das Beste hoffen; es hieß ja, der Mordanschlag soll beim Einsteigen in den Wagen versucht werden . . . . . ich wette tausend Louisdors, Herr General-Lieutenant, daß seine Excellenz jetzt ganz ruhig, vergnügt und lächelnd seinem Palais zufährt . . . . . es ist ja schon fast eine Viertelstunde, daß er uns verließ."

„Ich fürchte, Sie würden Ihre Wette verlieren, Graf", rief Remchingen erbleichend, denn man hörte jetzt von der Straße laute Rufe, die allerdings wie „Hoch" klangen, in den Corridoren und Vorzimmern plötzlich starkes Geräusch und lärmende Stimmen. Ein solches etiquettewidriges Vorgehen bei einem Feste des Herzogs konnte nur durch außerordentliche, ungewöhnliche Ereignisse entschuldigt werden. Auch der Herzog war aufmerksam geworden, hatte sich erhoben und frug: „Was ist das, was soll das bedeuten?"

Jetzt durchschritten hastig Männer den anstoßenden Vorsaal, die Thüre ward aufgerissen, und Oppenheim von Altenbusch gefolgt trat rasch ein. Er war noch etwas bleicher als gewöhnlich, die rechte Hand trug er in einer Schlinge, die offenbar aus einem weißen Taschentuche improvisirt worden sein mußte. Er war augenscheinlich verwundet, denn auf dem Tuche sowohl als auf dem Sammtkleide waren Blutflecken.

Remchingen stürzte ihm, alle Etiquette vergessend, entgegen und drückte ihn stürmisch an seine Brust. „Seh' ich Dich wieder . . . . Du lebst . . . . . aber Du bist verwundet . . . . Herr Gott, man hat Dich doch angefallen . . . . Verrath . . . . Meuterei!—auf zu den Waffen! —Obrist Röder lassen Sie Ihre Dragoner aufsitzen, ich . . . . . . der Generallieutenant, befehle es Ihnen."

Es war ein Moment der unbeschreiblichsten Verwirrung eingetreten. Der Herzog griff nach seinem Degen, der in seiner Nähe hing. Clara war zu ihrem Vater geeilt und schmiegte sich an ihn, mit ihrer weichen Hand seine Wange streichelnd, aber sie war sprachlos. Thränen schossen ihr in den Augen und sie konnte erst nach einem tiefen Aufseufzen die Worte stammeln:

„Die bösen, bösen Menschen! meinen lieben, guten, edlen Vater zu verwunden!"

Oppenheim hatte Mühe, sich mit dem einen freien Arm der ungeschlachten Liebkosungen Remchingen's zu erwehren.

„Aber Freund!" rief er endlich mit seiner Donnerstimme das Gebrüll Remchingen's übertönend, „schrei doch nicht so mörderisch . . . . . . ich komme ja deshalb zurück, um Euch zu beruhigen, es ist Alles glücklich abgelaufen."

„Hat man die Thäter?" frug Röder dazwischen. „Ja wohl," wagte der Expeditionsrath Altenbusch zu antworten, „es sind, wie ich sofort von meinen Subalternen erfuhr, Miltenbergische Förster."

Während die beiden sprachen, hatte gleichzeitig Oppenheim weiter geredet „Laßt alles in Ruhe". „Kein Mann soll aufsitzen . . . . . die Soldaten in den Kasernen können ruhig schlafen gehen . . . . . es ist keine Meuterei, kein Aufstand—ich—Minister Oppenheim bürge Euer Durchlaucht mit meinem Kopfe dafür, daß es so ist . . . . . es ist blos Privatrache, die Franz Miltenberg gegen Höchst Sie Serenissimus und gegen Ihren getreuen Minister beabsichtigte. Gestatten Durchlaucht, daß ich berichte?"

Vor Ungeduld wortlos, nickte der Herzog nur heftig mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

F r a n k r e i ch. — Herr A. Frank, Professor des politischen Rechtes am College de France, der sich auch als Schriftsteller einen sehr geachteten Namen erworben, hat bei der Beendigung seines diesjährigen Lehrcursus von seinen Zuhörern für immer Abschied genommen. Seit dreißig Jahren nahm der ausgezeichnete Gelehrte diesen Lehrstuhl ein und zählt 54 Jahre der Thätigkeit an der Universität. Die Mehrzahl der hiesigen Journale bespricht den ehrenvollen Rücktritt des greisen Philosophen, der stets ein eifriger Gegner des Radicalismus gewesen, mit den Ausdrücken der höchsten Achtung.

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company,
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 23. Juli 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	$2 0
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Herr Rabbiner Joseph Silverman von Galveston in Texas hat letzten Sabbath in unserem Bene Jeschurun Tempel vor einer zahlreichen und sehr aufmerksamen Gemeinde gepredigt, und wird nächsten Sabbath im Bene Israel Tempel predigen. Silverman ist ein schwungvoller und überaus angenehmer Kanzelredner, dem es weder an Gedanken, noch an reizenden Bildern fehlt, er versteht es vortrefflich, die Aufmerksamkeit zu fesseln und das Gemüth zu erquicken, ohne den Geist leer ausgehen zu lassen, obwohl ihm noch die Uebung fehlt, da er erst zwei Jahre im Amte ist. Silverman ist ein Cincinnatier Kind und ein Zögling des Hebrew Union College und da findet er schon darum hier viele Bewunderer, die durch sein Rednertalent und seinen geistreichen Vortrag nur noch mehr befriedigt sind.

Auf Walnut Hills, Vorstadt von Cincinnati, ist eine Frau Martin plötzlich ein Gott oder eine Göttin geworden. In dieser oder durch diese Frau, so wird geglaubt, erscheint Jesus, und ihre Verehrer behaupten, Gott zu sehen von Angesicht zu Angesicht. Es hat sich eine Secte gebildet, die „Martiniten" genannt wird, und die Frauen, meistens aus den wohlhabendern Kreisen, sind vollständig von diesem Glauben durchdrungen. Wohin der Aberglaube führt und wie weit der Wahnwitz es treiben kann, ist eben so unergründlich wie der Traum, von dem man nicht sagen kann, welche komische Verbindungen und drollige Erscheinungen er hervorbringt. Diese, meistens hysterischen und krankhaft phantasirenden Frauen leben ein beständiges Traumleben und da gestalten sich in ihnen die abnormsten Vorstellungen, die sie für reale Erscheinungen halten. Die können irgend etwas glauben und behaupten, wie widersinnig es auch sein möge Uebrigens ist ja die Frau Martin-Jesus auf Walnut Hills im Jahre 1886 eben so möglich wie Herr Jesus-Gott im Jahre eins im Stalle zu Betlehem. Ist Gott damals in einem neugeborenen Knäblein erschienen, kann er auch jetzt in einer edlen Tochter Columbia's erscheinen. Wer das Eine glaubt, kann auch das Andere für wahr halten. Die Moral von der Fabel ist: man bleibe hübsch nüchtern auf dem geraden Pfad der Vernunft und lasse sich vom gesunden Menschenverstande leiten.

Da unten in Alabama, auf der Südseite des Mittelgebirges, liegt die fünfzehn Jahre alte Stadt Birmingham inmitten der Eisen- und Kohlenhügel, fünfhundert Meilen von Cincinnati. Sie ist ein modernes Wunder. 25,000 Menschen haben sich hier rasch zusammengefunden, um einen neuen Mittelpunkt für Handel und Industrie zu gründen, was ihnen vortrefflich gelungen ist. Nebst Chatanooga ist Birmingham der große Eisenmarkt des Inlandes, wo sich den Hochöfen Stahlwerken und den verwandten Industriezweigen der Handel kräftig anschließt. In Birmingham ist eine aus ca. vierzig Mitgliedern bestehende, vier Jahre alte jüdische Gemeinde Emanuel, die ein Grundstück im Herzen der Stadt erworben und darauf einen Tempel erbaut. Am 13. d. M. wurde der Grundstein zu diesem Neubau gelegt und das war für die Birminghamer Juden und Christen ein Festtag. Die Beamten der Großloge des Staates mit den lokalen Freimaurerlogen leiteten die Ceremonien, Herr Dr. Hecht aus Montgomery fungirte als Kaplan, Dr. Wise von Cincinnati hielt die Festrede. Abends war Galaversammlung im Opernhaus und es wurde ein dreiaktiges Drama von der künstlerischen Jugend aufgeführt. Am nächsten Abend feierten die Damen Herrn und Frau Dr. Wise im neuen Hotel und alles verlief ganz elegant nach südlichem Muster. Die kleine Gemeinde mit ihren holdseligen Frauen und schönen Töchtern verdient Anerkennung für ihren religiösen Eifer und ihre Opferwilligkeit. In wenigen Jahren wird dieses Birmingham eine große Stadt sein und jeder wird mit Stolz sich sagen können: ich war einer von Denen, die den ersten Tempel Ecke der 17. Straße und 5. Avenue aufgebaut, die dem Judenthum ein Heim und der jungen Gemeinde einen festen Mittelpunkt begründet haben. Freudenvolles Gedeihen und langes Bestehen der Emanuel-Gemeinde in Birmingham!

Vom Büchertische.

Kritische Blätter von H. Zirndorf.

10. Clifton Harby, Haman and Mordecai, a Purimplay. Cincinnati, the Bloch Company 1886.

Ein wohlgemeinter 21 Seiten starker Versuch, wobei das häusliche Liebhabertheater vor Allem ins Auge gefaßt wurde. Die jüngere Kraft, und mit einer solchen haben wir es offenbar zu thun, welche die wohlbekannten Purimgestalten in diesem Büchlein poetisch festgehalten hat, versteht es, den altbewährten Blankvers mit einem gewissen Geschicke zu handhaben; und die ganze Leistung verdient ein Wort nachhaltiger Ermunterung.

11. The Menorah. A monthly magazine. Official organ of the B'nai B'rith, edited by Benjamin F. Peixotto. No. 1. New York 1886.

Wir antecipiren diesem journalistischen Unternehmen eine günstige Zukunft, wenn es ihm gelingen sollte, die Interessen des einflußreichen Ordens, zu deren Vertretung es gegründet worden, nicht blos in der technischen Schulsprache der Logen, sondern in allgemein menschlicher Form zündend und packend zu vertreten. In vorliegender Erstlingsnummer ist dazu ein vielverheißender Versuch gemacht. Die Ehren dieses Heftes theilen sich fast gleichartig zwischen dem Herausgeber, den Herren Julius Bien, Simon Wolf und der Dichterin Miriam Del Banco. Peixotto gibt uns das erste Kapitel der Geschichte seiner rumänischen Mission in jener schwungvollen Weise, die wir vor Jahren in seinen öffentlichen Vorträgen schätzen gelernt.

Möge die Menorah mit mildem Lichtglanze recht lange glühen, als weiterer Beweis, daß Synagoge, Orden und Literatur, wenn sie ihrer hohen Aufgabe treu sein wollen, keine völlig getrennten Bahnen gehen dürfen. Möge mit einem Worte der begeisterte Gruß der poetischen Mitarbeiterin zum prophetischen Segen an der jungen Zeitschrift werden.

"Burn thou brightly, light of the Menorah!
Let thy gleams through every shadow shine!
Cast thy loving glances on the Torah,
Gild, illuminate its truth divine!"

Berthold Auerbach in seinen Briefen.

Von

H. Zirndorf.

(Fortsetzung).

Er verkehrt auch mit Vorliebe im Kreise schriftkundiger jüdischer Männer. So oft er sein heimatliches Nordstetten besuchte, so war der Lehrer Frankfurter, eigentlich Maison-Frankfurter, sein liebster Gefährte. Dieser interessante Charakterkopf, Bruder des bekannten Predigers am Hamburger Tempel, hat zu einen der bekanntesten Figuren Auerbach'scher Dichtung, zum Bilde des jüdischen Lehrers in „Lauterbacher" die Züge hergeliehen. Er scheint A's. frühester Lehrer gewesen zu sein und auf seine Entwicklung den glücklichsten Einfluß geübt zu haben. Dieser geistig frische Lehrergeist macht bis zu einem gewissen Grade Epoche im Auerbach'schen Leben. Der müde, abgespannte, oft kranke Dichter findet im Nordstettener Schulhause einen Theil seiner Jugend wieder. Und nach seinem Ableben ist es die greise Wittwe, welcher pietätsvolle Besuche abgestattet werden.

„Die alte, bald 80-jährige Frau des Lehrers Frankfurter war heute auf dem Grabe meiner Mutter gewesen. Ich kann nicht hingehen, denn ich weiß, wie entsetzlich es mich angreifen würde. Ich habe in der hiesigen Gemeinde eine kleine Stiftung zum Gedenken meiner Eltern gemacht, und heute wurde die Hälfte der Zinsen vertheilt.

B. 2, S. 471. f.

Als er diese Zeilen schrieb, am 6. Sept. 1881, hatte er nur noch vier Monate zu leben.

Sonderbarerweise wollte er, nach einer Aeußerung zu Ende 1832, eine Wallfahrt zum Dr. Löwe in Fürth machen. Hoch gingen zur Zeit die Wogen der Phrase und Floskel, und mehr würde er auch im Fürther Rabbinerhause schwerlich gefunden haben.

Am 28. Dez. 1835 ist er aus diesem Schwanken noch immer nicht ganz heraus.

„Ich bin wegen der veralteten und doch nicht antiquirten Demagogengeschichte nicht zum Examen zugelassen worden, werde also wahrscheinlich kein württembergischer Rabbiner werden. Ich bin wohlbestalter Recensent bei der Zeitschrift Europa von Lewald."

B. 1, S. 25.

Einige Tage nachher erschien seine Broschüre: „Das Judenthum und die neueste Literatur. Kritischer Versuch." Stuttgart 1836; und gleichzeitig will er in Geiger's Zeitschrift diejenige schönwissenschaftliche Literatur, welche Judenthum und Juden behandelt, übersichtlich darstellen. Ungefähr um dieselbe Zeit betheiligt er sich im Verein mit Dr. N. Frankfurter an der „Gallerie der ausgezeichneten Israeliten", herausgegeben vom Grafen Benza und Richard O. Spazier. Die 4. und 5. Lieferung namentlich ist von den beiden Freunden bearbeitet. Diese literarische Taglöhnerbeschäftigung blieb indeß nicht ohne bedeutende Einwirkung auf seine weitere Entwicklung. Denn während er Materialien zu einer Lebensskizze Spinozas, die aber nicht zu Stande kam, sammelte, reifte in ihm der Entschluß, dieses Denkerleben zum Gegenstande einer eigenen Prosadichtung zu machen. Und der historische Roman: „Spinoza", Stuttgart 1837, bezeichnet in der That in Auerbach's Dichten und Denken eine ungemein wichtige Epoche. Er wähnte mit der Genesis des Pantheismus ein künstlerisch objektives Spiel zu treiben: der Amsterdamer Weise und der Breslauer Epigrammendichter Ephraim Moses Kuh, der Held seines nächsten Opus: „Dichter und Kaufmann", 1840, sollten nur wechselnde Phasen des Ghetto-Lebens darstellen. Allein der zwingenden Dialektik des großen Sephardi gegenüber war unser Poet schon beim ersten Anlaufe nicht mehr frei.

Im Dez. 1832 hatte er sich vernehmen lassen:

„Nur so viel kann ich sagen, daß es mein höchster Wunsch und mein höchstes Streben ist, die Hegel'sche Philosophie ebenso mit dem reinen Mosaismus, sage: reiner Mosaismus, verbinden, mein Durchweben, ausfüllen zu können, wie sie es mit der christlichen Religion ist."

B. 1, S. 16.

(Fortsetzung folgt.)

Isaak Markus Jost und seine Freunde.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Gegenwart. Von Heinrich Zirndorf. Bloch Publishing & Printing Company, Cincinnati, Leipzig und New York, B. Westermann & Co., 1886.

Viele Leser der „Deborah" werden sich sicherlich einer Reihe von Artikeln erinnern, welche in den letzten Jahrgängen dieses Wochenblattes unter obigem Titel veröffentlicht wurden. Da diese Artikel mit Recht einen dauernden Werth beanspruchen, so hat der Verfasser auf vielseitig geäußerten Wunsch sie nun gesammelt in dem vorliegenden Buche herausgegeben, welches in schöner typographischer Ausstattung gegen 250 Seiten umfaßt und mit dem Bildnisse Jost's geschmückt ist. In dieser Buchform sind viele Partien der früher bruchstückweise veröffentlichten Artikel ganz neu umgearbeitet und durch umfassende Erweiterungen und Zusätze bereichert worden, wodurch das Ganze noch mehr an Werth und Interesse gewonnen hat. Der als Gelehrter und populärer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Buch durch seine wahrhaft klassische Feder nicht nur Jost, dem Vater der modernen jüdischen Geschichtsschreibung, ein würdiges und bleibendes Denkmal gesetzt, sondern indem er den großen Historiker im Zusammenhange mit den verwandten Bestrebungen seiner Mitwelt darstellt, zugleich viel Licht über bedeutsame Verhältnisse und Persönlichkeiten eines Zeitabschnittes verbreitet, der eine der wichtigsten und fruchtbarsten Perioden in der modernen Kulturgeschichte bildet. Freilich hat Herr Dr. Zirndorf dieser Darstellung zuweilen eine etwas subjektive Färbung gegeben; allein da es sich hier nicht darum handelt, eine trockene historische Studie, sondern eine ansprechende, volksthümliche Lektüre zu liefern, so gewinnt sie durch diese Subjektivität des geistvollen Verfassers und die gelegentliche Einstreuung seiner persönlichen Verhältnisse und seiner Ansichten über manche Fragen der Wissenschaft und des socialen Lebens nur um so mehr an Reiz und Interesse.

Ohne hier auf Einzelnheiten der gediegenen literarischen Leistung eingehen zu wollen, schließen wir diese kurze Anzeige mit der gegründeten Hoffnung, daß das Buch hier wie in Deutschland einen großen Leserkreis und allseitig die verdiente Anerkennung und Würdigung finden wird.

M. Mielziner.

Rußland. — Einer der „Polit. Corr." aus Lemberg zugehenden Meldung zufolge sind in den letzten Tagen mehrere österreichische Judenfamilien mit Kindern von den russischen Behörden aus Woloczyska ausgewiesen und an die Grenze geschafft worden. Weitere Ausweisungen von fremden Juden aus dem Grenzrayon stehen bevor und es scheint demnach die längst angekündigte Durchführung der alten Verordnung, welche den ausländischen Juden den Aufenthalt im russischen Grenzrayon untersag, begonnen zu haben.

Inland.

Ueber Proselyten-Aufnahme.

Chicago, 5. Juli 1886.

An die Redaction der Deborah!

In der jüngsten Nummer der „Deborah" theilten Sie mit, daß sowohl Dr. Hahn in Cleveland, als auch Dr. Hirsch in Philadelphia brieflich ihre Uebereinstimmung mit den von Ihnen dargelegten Ansichten über Proselyten-Aufnahme ausgesprochen hätten. Es ist gewiß erfreulich, daß so bedeutende und einflußreiche Männer wie Wise, Hahn und Hirsch sich dahin erklärten, es müsse nun vor aller Welt klar dargelegt werden, daß das Judenthum keine bloße Stammesreligion mehr sein solle, sondern daß es von nun an einen universalen Charakter haben, eine Weltreligion werden müsse. Wenn auch dieser Gedanke und wenn bezügliche Erklärungen zu unsern Lebzeiten schwerlich von großen und nennenswerthen Erfolgen gekrönt sein dürften—als Proselytenwerber will ja auch keiner von uns umhergehen—so ist das Aussprechen des Gedankens an sich schon von unberechenbarer Bedeutung, und es dürfte in ihm eine gewaltige Keimkraft liegen, die in spätern Jahrhunderten in großartiger Weise sich manifestiren könnte. Doch das wollen wir Dem überlassen, der auch im Gang der Geschichte sich offenbart.

Seit den Tagen, da Josua Ben Chananja und Jehudah Bar Ilai sich dahin aussprachen, es könne ein Proselyte auch ohne Beschneidung in's Judenthum eintreten, hat allerdings bis in's siebenzehnte Jahrhundert herab keine ähnliche liberale Stimme sich vernehmen lassen. Im siebenzehnten Jahrhundert war es Leon Modena. Rabbiner in Venedig, der sich, zum erstenmal wieder nach langer Zeit, in vollstem und rücksichtslosestem Freimuth dafür erklärte, daß man Nichtjuden in die jüdische Gemeinschaft auch ohne den alten Aufnahmsritus zulasse. In unserer Zeit sprach sich Abraham Geiger in ähnlichem Sinne aus.

Doch Geiger war nicht der einzige europäische jüdische Gelehrte, der solchen Ideen das Wort lieh. Als der Schreiber des gegenwärtigen vor nun acht Jahren seine Broschüre „Zur Proselytenfrage" veröffentlicht hatte, erhielt er von sehr prominenten Israeliten in Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien Briefe, die sich ganz in seinem Sinne aussprachen. Auch Nummern mehrerer jüdischen Zeitschriften wurden ihm damals zugesandt, in denen theils anonym, theils mit Nennung ihrer Namen Viele sich ebenso aussprachen, wie er, der Verfasser jener Broschüre, es gethan hatte. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke ganz besonders der sehr zustimmenden Aufsätze und Einsendungen in der Londoner „Jewish World", in den Pariser „Archives Israelites", und in der Wiener „Neuzeit".

Insbesonders anerkennend und zustimmend waren die Briefe, die mir einer der größten talmudischen Gelehrten unserer Zeit, Herr O. H. Schorr in Brody, zusandte. Den substanziellen Inhalt derselben veröffentlichte er dann später im 11. Jahrgang des „Chaluz". Die Abhandlung im Chaluz beschäftigte sich allerdings hauptsächlich mit einer gelehrten kritischen Prüfung der dem Rabbi Elieser und dem Rabbi Josua zugeschriebenen Aeußerungen in Bezug auf Proseliten-Aufnahme, und sie kann daher vor dem großen Leserkreise der „Deborah" kaum reproducirt werden. Aber im Laufe seiner Abhandlung kommt Schorr doch auch darauf zu reden, welchen Werth er der מילה לגר beilegt. Uebersetzen wir eine der hierher bezüglichen Stellen (Chaluz XI, p. 72):

„Die Halachah, daß man Demjenigen, der dem Judenthum sich anschließen will, den Zutritt zum Judenthum erleichtern solle, und daß man ihm die Milah erlassen könne, muß eine sehr alte gewesen sein, wie sich dies aus den Vorgängen am adjabenischen Königshof schließen läßt, wo ein Ananias die Prinzen ohne Beschneidung aufnehmen wollte. Es scheint, daß man erst von den Zeiten des Heidenapostels Paulus an es angemessen fand, dem Zutritt von Proselyten Riegel vorzuschieben, und solchen Zutritt zu erschweren. Wären die damaligen Lehrer wirklich weise gewesen, und hätten sie ihre Zeit und was damals Noth that, wirklich begriffen, dann hätten sie zu der Einsicht kommen müssen, daß es besser gewesen wäre, für die Heiden die Pforten des Judenthums weit zu öffnen. Anstatt dessen haben sie denselben den Anschluß an unsere Religion so sehr erschwert. In jenem Falle wären wir wohl auch von der צרת הבת, von der durch die christliche Tochterreligion über uns gebrachte Noth verschont geblieben. Beklagen müssen wir die Kurzsichtigkeit jener Weisen; sie haben es ohne Zweifel gut genug gemeint, aber sie haben falsche Wege eingeschlagen. In jenen Tagen nahmen auch die übertreibenden Verhimmelungen der Milah-Satzung ihren Anfang. Besser aber wäre es doch gewesen, man hätte auf den dem Rabbi Jochanan zugeschriebenen, wahrscheinlich aber aus einer älteren Periode stammenden Satz sich gestellt, welcher lautet: Wer vom Götzendienst sich abwendet, ist ein Jude. Dazu hätte ebenfalls noch, um auch einen positiven Boden zu haben, die Forderung kommen müssen, es habe der Aufzunehmende zur absoluten Einheit Gottes sich zu bekennen."

Eines in Ihrer Abhandlung, Herr Redakteur, ist mir befremdlich. Sie schließen: „So lange die Frage nicht von einer Rabbinerconferenz oder von einer Synode erledigt ist, müssen wir in der Praxis das bestehende rabbinische Gesetz als bestehend und bindend betrachten, da wir in allen allgemeinen Anordnungen als Norm festhalten: אין בית דין יכול לבטל וכו׳."

Wie? Von der Zustimmung einer zufälligen Mehrheit in einer gesetzgebenden Synode oder Rabbinerconferenz wollen Sie es abhängig machen, ob man von dem bisherigeu Usus weichen dürfe oder nicht? Hat auch der Hamburger Tempel mit seinen cultuellen Neuerungen gewartet, bis ihm eine Synode kraft ihrer geistlichen Gewalt die gnädige Erlaubniß ertheilt hatte, „die Prägung, welche die alten Weisen geprägt", bei Seite zu schieben, und ein neues Ritual einzuführen? Hat vor 36 Jahren der damalige Rabbiner in Albany die Erlaubniß einer Synode eingeholt, ehe er, entgegen der alten Takkanah, Familiensitze in seiner Synagoge einrichten, und gemischte Chöre daselbst singen ließ? Da käme man weit, wenn man erst wieder solche geistliche Gewalten schaffen würde und schalten lassen wollte. Seien wir froh, daß wir keine solche geistliche Behörde mit einem schwarzen Schofar in der Hand, womit sie uns eventuell in's — Bockshorn jagen könnte, über uns haben, und vergessen wir nicht, daß, wenn unglücklicher Weise ein solches Sanhedrin, oder eine solche Synode, oder ein solches Consistorium, oder wie die hierarchische Gewalt auch heißen möge, hier zu Lande bestände, es unsere heilige Pflicht wäre, dieses Sanhedrin oder diese Synode vor allen Dingen gründlich zu zerstören und zu zertrümmern, ehe wir an eine weitere Reformirung unserer religiösen Zustände denken könnten.

Und dann Ihre weitere Idee, Herr Redacteur, man müsse als Norm es festhalten: אין בית דין יכול לבטל דברי בית דין חברו אלא אם כן גדול ממנו בחכמה ובמנין. Erst eine regelmäßig constituirte Religionsbehörde, die aber in jeder Hinsicht der frühern bezüglichen Religionsbehörde überlegen sein müsse, habe Befugniß, eine alte Anordnung rechtsgültig aufzuheben!! Glauben Sie wirklich, dem Fortschritt im Judenthum damit dienen zu können, wenn Sie mit einem solchen centnerschweren Bleigewicht dessen Schwingen belasten, mit einer solchen eisernen Fessel dessen Flügel lähmen? Ich bedanke mich schön! Der Satz ist zwar in einer anonymen Mischnah (Edujoth 1, 5) enthalten, und konnte möglicher Weise nach den Regeln der Mischnah-Hermeneutik in ein hohes Alterthum hinauf reichen. Aber es ist auch möglich, daß er von dem Compilator der Mischnah herrührt, von dem aristokratischen und hochfahrenden, auf seine persönliche Machtstellung und die Machtstellung seiner Familie sehr bedacht gewesenen Patriarchen Jehudah Ha-nasi. — Der Satz sieht ihm wenigstens ganz ähnlich. Sei dem übrigens, wie es wolle. Was geht es uns an, was der alte Rabbi Jehudah gesagt hat? Er soll wenigstens nicht noch nach 1700 Jahren mit seinen Ketten unsere religiöse Entwicklung hemmen und absperren. Und warum sollten wir gerade diesem mischnischen Machtspruch uns unterwerfen müssen, da wir doch Hunderte von andern Mischnah-Vorschriften gänzlich ignoriren? Legen wir einfach jenen Satz אין בית דין יכול לבטל וכו׳ zu den übrigen, und überlassen wir ihn, wie vieles Andere, den gelehrten Geschichtsschreibern und Alterthumsforschern. Wie hat doch Heine gesagt? „Wenn ich die Sache mir recht bedenk', so brauchen wir gar keinen Kaiser."

Aber Synoden können ja sehr fördern, wendet man ein. Sie können aber auch sehr hemmen. Ihre Förderung brauchen wir nicht, ihre Hemmung wollen wir nicht. Man spricht zur Wespe: Weder deinen Honig begehr' ich, noch deinen Stachel.

B. Felsenthal.

Ungarn. — Daß in Ungarn ein Uebertritt zum Judenthume, ja sogar ein Rücktritt zum Judenthume gesetzlich nicht anerkannt wird, erhellt aus Folgendem:

Frau Ida H. strengte gegen ihrem Gatten Josef K. beim Theresiopler kön. Gerichtshof wegen Ungiltigkeitserklärung ihrer am 11. April 1880 nach jüdischem Ritus geschlossenen Ehe einen Scheidungsprozeß an. Klägerin motivirte ihr Begehren mit dem Hinweis auf das trennende Ehehinderniß der Glaubensverschiedenheit (disparitas cultus), da ihr Gatte am 7. Mai 1874 vom jüdischen Glauben zum katholischen übertrat; am 11. Dezember 1879 war er allerdings wieder zum Judenthum zurückgekehrt. Der Theresiopler Gerichtshof wies die Klägerin mit ihrem Begehren mit der Motivirung ab, Glaubensverschiedenheit nur bei dem nach dem Ritus der christlichen Religion zu Stande gekommenen Ehebande als trennendes Ehehinderniß (impedimentum dirimens) angesehen werden könne. Die kön. Tafel jedoch kassirte das ganze Verfahren von Amtswegen und ordnete die Rückstellung der Klage an die Klägerin an, da nach den heimischen Gesetzen sowohl, wie auch nach den Bestimmungen des G.-A. LIII: 1868, Christen nur zu einer der replicirten christlichen Konfessionen übertreten dürfen, zu welchen die jüdische Religion nicht gehört. In Folge dessen ist Geklagter auch heute noch als Katholik anzusehen, demzufolge die Klägerin mit Rücksicht auf den § 22 des G.-A. LIV: 1868, wonach der katholische Ehegatte der kirchlichen Jurisdiktion unterworfen ist, ihre Klage zunächst beim kompetenten kirchlichen Gerichte hätte einbringen müssen. Die kön. Kurie bestätigte vor einigen Tagen das Urtheil der zweiten Instanz.

Ausland.

[Aus A. Z. d. J.]
Leipzig, im Mai 1886.

Einige Betrachtungen über den sog. Antisemitismus, vulgo Judenhaß, in e'nem Briefe an den Redakteur dieser Zeitung.

Die Nachricht, daß der eben verstorbene Altmeister der Historiographie, Leopold v. Ranke, vor seinem Tode sich hat den 126. Psalm vorlesen lassen, den auch sein Sohn zum Text seiner Trauerrede wählte, und die in Ihrer neuesten Nummer enthaltene, daß die Polizeibehörde in der Hauptstadt ihre Erlaubniß zur Abhaltung der Liebermann'schen Versammlung ertheilt hat, dürfen Sie als die nächste Veranlassung zu diesen Betrachtungen ansehen; im Grunde aber liegt diese in den leider! tagtäglich sich erneuernden und mehrenden Thatsachen, von denen man in den Zeitungen lesen muß oder die Einem, sei es als von anderen Glaubensgenossen oder als an sich selbst erfahren, zur Kenntniß kommen. Es gehört zu den übrigen Gepflogenheiten der Antisemiten, unter dem Worte „Bibel" besonders und vorzugsweise das „Neue Testament" zu verstehen und das „Alte Testament" immer mehr in den Hintergrund zu drängen, in den Schatten zu stellen, ja wohl auch, wie Sie erst kürzlich erinnert haben, zu verunglimpfen. Auch bei der Grundsteinlegung der neuen Buchhändlerbörse in Leipzig betonte der Herr Superintendent Pank in seiner Ansprache besonders das Neue Testament als mit dem „Im Anfange war das Wort" beginnend, wo das „Wort" die Stelle des „Buches" vertreten sollte, während ja die „Bibel", also das Alte und Neue Testament, als das „Buch" bedeutend, viel besser gepaßt hätte und viel näher lag. Allein so geschieht es eben stets, wenn die Leidenschaften ins Spiel kommen: sie verdrehen und entstellen Alles und schießen über das Ziel hinaus oder an demselben vorüber, was unsre Alles so richtig treffenden Weisen in ihrem אהבה מקלקלת השורה, ושנאה מקלקלת השורה so schön auszudrücken verstanden haben. Wie sehr erhebt es da das jüdische Herz, wenn man erfährt, daß ein Ranke, trotz seiner christlichen Gesinnung, sein Herz an einem Psalm zu erquicken gesucht hat. Ebenso konnte man sich freuen, als man unlängst Valbert's Artikel über Heine las, in dem, trotz mancher absprechender Bemerkungen, immerhin eine richtige Werthschätzung des Alten Testaments lag. Es haben aber namentlich die prophetischen Bücher nicht nur diesen anerkannt größten deutschen Dichter nach Goethe begeistert, sondern alle großen Dichter der nachklassischen Periode überhaupt. Das Neue Testament enthält ja viel Schönes, das wird kein Unparteiischer leugnen; mit dem Alten kann es sich weder an Schönheit noch an Erhabenheit messen. Diese zwei letzteren Eigenschaften, die es in so hohem, unerreichtem und unerreichbarem Maße kennzeichnen, sind es eben, welche die Bibel, d. h. eben das Alte Testament, zum Buche der Bücher stempeln. Möchten doch unsre Glaubensgenossen selber diese Wahrheit beherzigen, ihren Stolz darein setzen, die eigentlichen Erben dieses Buches zu sein, und es ihren Kindern als das beste Erbtheil hinterlassen, welches sie in sich aufnehmen und in Fleisch und Blut verwandeln müssen. Es wird sie zu allem Großen begeistern, ihnen im Leben einen Halt und Gehalt verleihen und im Leiden Trost und Stütze gewähren, wie nichts Anderes es vermag. Freilich müssen sie es, um es ganz würdigen zu können, in der Ursprache zu lesen im Stande sein. Weit eher noch läßt sich die Sprache des Homers im „geliebten Deutsch" genügend wiedergeben, als die hebräische der Bibel. Wie ganz anders prägt sich, um nur ein einziges Beispiel aus Hunderten anzuführen, der ebenso schöne, wie erhabene Vers des Jesaias: יבש חציר נבל ציץ ודבר אלהינו יקום לעולם der Seele ein, als dessen deutsche Uebersetzung, sei sie auch noch so treu und gelungen. Ich meinestheils bedaure Jeden, der ohne diesen Besitz—Kenntniß der Bibel in der Ursprache—durch's Leben wandelt; er gleicht Dem, der zu Grabe getragen wird, ohne die Großartigkeit der Natur in der Gletscherwelt oder auf dem Ocean kennen gelernt zu haben. Beide leiden an einer Lücke der Erinnerung, die nichts sonst auszufüllen vermag. Doch ich schweife von meinem Thema zu weit ab, indem ich die Bibel zu preisen versuche. Was ich damit bezwecken wollte, hängt freilich eng mit meinem Gegenstande zusammen. Man sollte meinen, ein Volk, dem die Welt ein solches Buch zu verdanken hat, müßte stets auf deren Hochachtung zählen können. Was aber müssen wir in diesem seiner Erleuchtung sich rühmenden Zeitalter erleben! Ich sage Erleuchtung und nicht Aufklärung, weil an dieses das 18. Jahrhundert kennzeichnende Wort viel erfreulichere Erinnerungen sich knüpfen, als sie sich einst für unsere Nachkommen an das in den Wissenschaften so viel weiter vorgeschrittene 19. knüpfen werden. Die Moral scheint aber auch wirklich mit den Fortschritten der Wissenschaft immer mehr zurückzugehen. Anstatt die Humanität zu befördern, wie das von der sonst so verschrienen „Aufklärung" geschah, scheinen unsere neuen Wissenschaften die Menschen immer mehr mit einander zu verfeinden, also die Humanität zu untergraben und zu vernichten. Ein eclatantes Beispiel hiervon ist die unglückselige Spaltung der asiatischen Menschheit in die arische und semitische Race, wie sie die neuere Sprachwissenschaft gelehrt hat und der wir jedenfalls die euphemistisch sein sollende Benennung für Judenhaß: „Antisemitismus" verdanken. Pfui über diesen Euphemismus! sage ich. Es muß dieser Schimpf, der uns als „Semiten" angethan werden soll, und die Schmach, die sich unsere Feinde, die „Antisemiten", selbst anthun, als jene Treulosigkeit bezeichnet werden, vor welcher der Prophet gewarnt hat, als er jenen ewig denkwürdigen, leider aber von der Menschheit bis heute noch nicht beherzigten Ausspruch that: „Wie, ist nicht Ein Vater uns Allen? Hat nicht Ein Gott uns erschaffen? Warum sind wir treulos, der Mann gegen seinen Bruder?" War nach diesem Ausspruch des Alten Testaments ein Neues wirklich noch nothwendig? Genügte der Hauptgrundsatz der Lehre Mosis: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" und die eben angeführte Mahnung des letzten der Propheten etwa nicht vollständig, um für alle Zeit ein Band der Einigkeit und Liebe um die ganze Menschheit zu schlingen und die wahre Humanität zu begründen und zu erhalten?

Nun kam aber jene Pseudowissenschaft, als welche der von Ihnen in letzter Nummer dieser Zeitung gewiß zur größten Genugthuung aller Ihrer Leser erwähnte Mantegazza sie erwiesen, mit ihrer Trennung der civilisirten Menschheit in Arier und Semiten, und nicht allzu lang nachher das neue deutsche Reich, welches wohl die verschiedenen deutschen Stämme geeinigt, hingegen den religiösen Zwiespalt wieder ins Leben gerufen hat. Für die katholische Bevölkerung brachte es den nun glücklicherweise beendeten „Culturkampf"; für uns arme, so lang schon verfolgte Juden, die wir kaum erst von dem seit Jahrhunderten auf uns lastenden Druck aufgeathmet hatten und zu guten Deutschen geworden waren, den „Antisemitismus!" Und von Deutschland aus —dem Lande der größten Erleuchtung und Gelehrsamkeit, dem nur Licht und Liebe entfließen sollten—hat dieser mittelalterliche Dämon seinen Weg nach allen übrigen Ländern der Erde genommen und die civilisirte Welt mit seinem Gifte inficirt.

O, Germania, Du theure Mutter, verhülle Dein Antlitz und lege tiefe Trauer an ob der Schmach, die Deine irregeleiteten und vom Vorurtheil befangenen Söhne, deren Zahl leider, eine sehr große ist, Dir zugefügt haben. Während ein Herzog von Argyle jüngst im englischen Oberhause den englischen Adel, der seinen Stammbaum blos bis auf Wilhelm den Eroberer zurückführen könne, als dem jüdischen Volke weit nachstehend bezeichnete, gestattete die Behörde in Berlin eine öffentliche antisemitische, also judenfeindliche, auf die Juden hetzende, dem Neide und der Mißgunst sie preisgebende Versammlung in Berlin, der Hauptstadt des deutschen Reiches, der Stätte, wo einst ein Mendelssohn, der Freund eines Lessing, gelebt und gewirkt, wo der weitherzige Judenfreund Alexander Humboldt gewandelt ist, wo freilich aber auch ein Auerbach, ein Lasker, ein Zunz und ein Straßmann gebrochenen Herzens die Rückkehr in die Barbarei erleben mußten und theilweise ihr zum Opfer fielen. Und hätte der Dämon seinen Weg blos nach dem Osten genommen, so hätte man es freilich haben ernstlich beklagen müssen, es würde aber nicht befremdet haben, da dort noch halbcivilisirte Völker wohnen. Daß er aber auch Oesterreich und gar die westlichen Länder Frankreich und England, ja den Welttheil jenseits des Oceans (?) theilweise mit ergriffen hat, das muß schmerzen und tiefe Seufzer unsrer Brust entlocken. Wer würde es z. B. geglaubt haben, daß in einem Lande, wo ein leider zu früh verstorbener Jude das zweithöchste Richteramt, zwei andere das höchste bürgerliche Ehrenamt in der Altstadt London bekleidet, mehrere Sitz und Stimme im Unterhause haben und einer unlängst sogar zur Pairswürde und dem Oberhause befördert worden—ich rede natürlich von England —, daß in diesem Lande Romane, selbst von Frauenhand geschriebene, den bittersten Judenhaß athmen? Und doch ist dem leider so, trotz dem glänzenden Beispiel der Verherrlichung des Judenthums seitens der nun heimgegangenen größten neueren Schriftstellerin Georg Eliot in ihrem Daniel Deronda. Den Dutzendschriftstellern und Schriftstellerinnen ist der Jude eben immer noch und nichts Anders als der gemeine, habgierige, ungebildete Schacherjude; also das, wozu die christliche Verfolgung ihn gemacht. Daß dies eine ganz falsche, jedenfalls höchst einseitige Auffassung des eigentlichen Juden sei, das ahnen sie entweder nicht oder wollen es nicht wissen. Sie schildern den Juden, den ihr Vorurtheil ihnen vormalt oder dem sie auf der Straße begegnen, mit dem Kleidersacke über Schultern geworfen, "old clo', old clo", (alte Kleider zu verkaufen) in London, oder „was zu handeln?" in Deutschland ausrufend, um sich sein dürftiges Brod zu erwerben,— den einzigen Unterhalt, den der christliche Staat, der sich seiner Religion „der Liebe" rühmt, einst gestattet hat; einen andern kennen sie nicht und wenn sie ihn kennen, wie sie es ja müssen, so zählen sie ihn entweder nicht zu den Juden, oder, falls sie eingefleischte Judenhasser sind, schreiben sie ihm in ihren vom Vorurtheil nicht loskommenden Gedanken bei aller Bildung, die sie ihm nicht absprechen können, trotz irgend welcher hohen Stellung, die er sich errungen haben mag, all die niedrigen Eigenschaften oder Leidenschaften zu, mit denen ihnen der Jude nun einmal ausgestattet ist. Leider verdanken wir, wie ich schon früher oft beklagt habe, gerade dem größten aller Dichter die Vererbung und Fortpflanzung dieser schiefen, einseitigen Auffassung des jüdischen Charakters. So lange Shylock auf der Bühne auftreten, so lange er dem christlichen Publikum als der echte Typus eines Juden vorgeführt werden wird, so lange wird jene Auffassung sich bei demselben erhalten. Shakespeare gilt nun einmal — und mit Recht — als größter Charakterschilderer und Menschenkenner; also muß auch sein Jude richtig gezeichnet sein, muß er auch den Juden vollständig gekannt haben. In Wahrheit aber ist Shylock nichts weniger als ein echter Jude; denn diesem gilt die Lehre und das Studium der Lehre (nämlich Mosis und deren Ausleger) mehr denn Gold und Edelgestein; dieser würde nie auf den Gedanken kommen, ein Pfund Fleisch von seinem Schuldner fordern zu wollen, denn das Blutvergießen, was ja dabei nicht zu vermeiden, ist ihm ein Gräuel der schlimmsten Art, weil die Lehre es verboten und das Blut des Menschen, welches sein Leben ist, für heilig erklärt hat; dieser würde gegen seine Tochter nicht verfahren, wie es Shylock thut und sie nicht so wie Jessica gegen ihn; kurz, wir verwerfen Shylock, wir erkennen ihn nimmer als einen der Unsrigen an, und Shakespeare muß sich diesen Abzug von seiner Größe gefallen lassen, wobei wir jedoch den schönen und von richtigerer Anschauung und edlerer Gesinnung, als sie in seinem Zeitalter und leider noch heute gang und gäbe ist, zeugenden Reden Shylock's gegenüber seinen Feinden unsere vollste Anerkennung zollen. In diesen ist sich Shakespeare eben treu geblieben; in der Charakterzeichnung des Helden aber steht er auf dem Standpunkte der Judenfeinde aller Zeiten. [1])

Hier mögen diese Betrachtungen für heute geschlossen sein. Weitere behalte ich mir für eine spätere Veranlassung vor, falls mir der hochverehrte Herr Redacteur, der, wie kein zweiter Jude seiner Zeit, auf der Warte steht, um die Angriffe unserer Feinde, von woher sie auch kommen mögen, so viel an ihm ist, abzuwehren, seine Spalten dazu einzuräumen beliebt.

1) Wie zur Bestätigung des oben Ausgeführten, bringt gerade die Londoner „Jewish Chronicle" vom 4. Juni d. J. ganz ähnliche Betrachtungen über „den Juden im Roman."

Dr. David Asher.

Die Juden und das Judenviertel in Amsterdam.

Vergangenheit und Gegenwart.

Amsterdam, im Juni.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche sich der Amsterdam besuchende Fremde anzusehen pflegt, ist der Stadttheil, in welchem die jüdische Bevölkerung dicht aufeinander gedrängt wohnt, sicher keine der letzten; denn nicht nur der eigenthümliche Charakter der Straßen, sondern in noch viel höherem Grade die äußere Erscheinung der dieselben bewohnenden Bevölkerung wie deren ganzes Thun und Treiben üben einen ungewöhnlichen Reiz auf Neugierde und Interesse aus. Das Wort „Judenviertel" ist aber nicht in dem Sinne aufzufassen, als ob die jüdische Bevölkerung Amsterdams in früherer Zeit ebenso, wie in vielen deutschen Städten, gesetzlich und zwangsweise in ein Ghetto zusammengedrängt worden wäre, dessen Schranken theilweise erst seit einem Menschen alter gefallen sind. Seit der Zeit, in der überhaupt Juden hier gewohnt haben, konnten sie thatsächlich nach freiem Ermessen wohnen, wo sie wollten. Es waren vorherrschend Ursachen gesellschaftlicher und geschichtlicher Art, welche jenem Stadttheile das merkwürdige Gepräge aufgedrückt haben, welches derselbe heute noch in ziemlich

unverfälschter Weise trägt. Unter Karl V. waren nur wenige Juden in den Niederlanden, denn durch verschiedene Bekanntmachungen des Kaisers war ihnen der Aufenthalt in derselben untersagt und die Inquisition verbrannte mit unparteiischem Fanatismus Protestanten wie Juden. Dieses gemeinschaftliche Leiden führte zu gegenseitiger Sympathie, man darf beinahe sagen, zur Freundschaft, und die Calvinisten-Reformatoren behandelten die Juden mit einem Wohlwollen, das einen merkwürdigen Gegensatz zu dem Hasse bildete, mit dem sie von der katholischen Kirche verfolgt wurden; der strenge Calvin war äußerst milde gegen sie gestimmt, sein bedeutender Schüler, Franciscus Junius, der auf die niederländischen Prädicanten einen bleibenden Einfluß ausgeübt hat, lehrte ausdrücklich, daß man die Juden dulden müsse, weil sie „unsere Brüder von Natur" seien, und die Prädicanten, in deren Predigten sich ein sehr ausgeprägter alttestamentlicher Ton bemerkbar machte, verkündeten laut von der Kanzel, daß die Juden die echten Brüder und Gesinnungsgenossen der Bekenner der „wahren Religion" seien. Vorderhand hatten diese Anschauungen in den Niederlanden allerdings kein praktisches Interesse, weil es keine Juden daselbst gab. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts drängte sich die Frage über Duldung oder Nichtduldung derselben auf. Als ein städtischer Beamte in Amsterdam im Jahre 1595 mit den Gerichtsdienern die Stadt durchzog, um auf heimliche Conventikel von Katholiken, denen die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes untersagt war, zu fahnden, entdeckte er zufällig eine Versammlung von Juden, welche den großen Versöhnungstag nach ihren religiösen Vorschriften feierten. Erst seit einigen Jahren hatten sie sich aus der pyrenäischen Halbinsel in dieses glückliche Land geflüchtet, das die Inquisition mit Erfolg bekämpft hatte, und sie mochten sich wohl der Hoffnung hingegeben haben, daß sie hier in Frieden und Sicherheit wohnen könnten. Und diese Hoffnung wurde auch nicht zu Schanden gemacht: die von Spanien Geächteten waren von selbst die Bundesgenossen und Freunde der Republik, die städtische Regierung legtei hrem Aufenthalt nichts in den Weg und verpflichtete sie nur, für das Land und die Regierung zu beten. Bald folgten noch weitere Glaubensgenossen aus Spanien und im Jahre 1598 wurde schon die erste Synagoge gestiftet. In gleicher Zeit wanderten auch Juden aus Deutschland ein, welche ebenfalls aufgenommen wurden; sie waren ärmer, unwissender und sklavischer als ihre Brüder aus dem Süden und wurden deshalb in Anfang noch weniger geachtet als diese und auch weniger begünstigt. Aber dennoch durften sie im Vergleich mit ihrem frühern Los ihren jetzigen Zustand noch einen glücklichen nennen, weshalb auch fortwährend neue Schaaren ins Land strömten. Bei der Aufnahme und Duldung der Juden deckte sich das Menschlichkeitsgefühl und das Handelsinteresse: die Juden, besonders diejenigen, welche an den Küsten des Mittelländischen Meeres wohnten, hatten ausgedehnte Handelsbeziehungen und waren besonders mit dem Levantehandel gut vertraut, und durch ihr Zuthun war denn auch Amsterdam bald der Sitz desselben geworden.

Mit dem Worte „Duldung" ist freilich alles gesagt. Man darf sich die Arme, mit denen sie empfangen worden waren, nicht allzuweit geöffnet vorstellen, denn von Gleichheit vor dem Gesetz und von gleichen Rechten für alle war den Juden gegenüber keine Rede. Wer je mit Wohlwollen von ihnen sprach, glaubte gleichsam die Pflicht zu haben, sein mildes Urtheil durch rohe Ausfälle zu corrigiren.

Ehen zwischen Christen und Juden waren durch verschiedene Erlasse der Staaten von Holland unter Androhung der Verbannung verboten und mehr als einmal wurde diese Strafe auch verhängt: im Jahre 1699 wurde die Heirath der Tochter eines angesehenen Amsterdamers mit dem portugiesischen Juden Cordoza für ungültig erklärt und erst nach dem Uebertritt der Frau zum Judenthum zugelassen.*) Die große Mehrheit der Juden, welche Mischehen selbst nicht begehrten, wird von diesem Verbot nicht gerade schmerzlich berührt gewesen sein, aber demüthiger und verletzender waren andere Beschränkungen, die man ihnen auferlegte. Nach einer Resolution der Staaten von Holland im Jahre 1619 war jede Stadt befugt, nach eigenem Ermessen die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Juden in ihren Mauern wohnen durften, sie konnten selbst auf einen besonderen Stadttheil beschränkt werden. Wiewohl von letzterer Bestimmung fast gar kein Gebrauch gemacht wurde, so beweist ihre Ausfertigung doch, in welchem Sinne man das den Juden verliehene Bürgerrecht aufgefaßt wissen wollte, und die Bürgermeister von Amsterdam verboten ihnen 1632 ausdrücklich, irgend einen von andern Bürgern ausgeübten Nahrungszweig zu ergreifen; anno 1661 wurde ihnen verboten, auf der Straße Gold- und Silberwaaren zu verkaufen, und der Stadtrath nahm dabei keinen Anstand, die vom Pöbel gegen die Juden gebrauchten Scheltworte in seine Erlasse aufzunehmen. So tief war das Vorurtheil eingewurzelt, daß, als im Jahre 1773 die Direktoren der Westindischen Compagnie die Niederlassung von Juden auf Essequibo des Handels wegen für wünschenswerth hielten, der Plan fallen gelassen werden mußte, wiewohl ihnen früher der freie Handel nach Spanien und Portugal ausdrücklich zugestanden worden war. Obgleich Juden an niederländischen Hochschulen promoviren durften, bestimmten die Staaten von Holland 1658 doch, daß kein Jude zur Advokatur zugelassen werden sollte. In einem Briefe „eines jüdischen Bürgers in Amsterdam an einen jüdischen Bürger in Rotterdam über die gegenwärtige Staatsumwällzung in Niederland" (1795) heißt es deßhalb mit Recht: „Die in Spanien, Portugal und Deutschland um ihrer Religion willen verfolgten Juden haben sich vor 150 Jahren hierher geflüchtet und sie haben nicht allein ihre Schätze, sondern auch ihren Handel mit Spanien, Portugal und den Barbareskenstaaten ins Land gebracht und den Bewohnern der batavischen Provinzen Antheil an diesem Handel gegeben. Man hat sie, ich bekenne es, mit offenen Armen empfangen, man hat ihnen die freie Ausübung ihrer Religion erlaubt, man hat ihnen zugestanden, öffentlich Psalmen zu singen und .... Hunger zu sterben! Man hat ihnen das Bürgerrecht gegeben, aber unter der Bedingung, daß sie keine Bürgerhantirung treiben; man hat ihnen die Gnade erwiesen, die gemeinschaftlichen Lasten mit tragen zu helfen, ohne aber die Vorrechte zu genießen. Nur ein Beispiel aus vielen will ich nennen, und zwar die bei Heirathen in Schwang gekommene Gewohnheit in Amsterdam. Hier besteht der Brauch, daß die Heirathscandidaten am Sonntag nach dem dritten Aufgebot auf das Gemeindesecretariat kommen müssen, wo eine Liste derselben gemacht und ihre Namen abgelesen werden. Nach der in der Liste angegebenen Reihenfolge werden sie von den Schöffen getraut. Die Christen werden auch der Reihenfolge abgelesen, aber die Namen der Juden werden herausgeschnitten und dann durcheinander aufgerufen, ohne daß gefragt wird, wer sich znerst angemeldet hat. Die städtischen Beamten würden es für einen förmlichen Frevel angesehen haben, wenn sie einen Juden vor einem Christen aufgerufen hätten, und um dies zu verhüten, wurde in Gegenwart aller Anwesenden laut gefragt: „Sind vielleicht noch Christen da, die noch nicht abgelesen sind?" Für diese ehrenvolle Behandlung müssen die Juden 52 Stüber bezahlen, während der Christ mit 28 wegkommt!" Und was sich die Obrigkeit erlaubte, das schien dem Volke förmlich ein Pflicht zu sein. „Wie oft," sagte Justus van Effen, „habe ich gesehen, daß Leute von gutem Hause aus reinem Muthwillen einen Juden ins Haus riefen, als ob sie etwas zu verkaufen hätten, nur um ihn auf allerlei Weise zu bespotten und dies mit einer leichtsinnigen Ungenirtheit, als ob die Mißhandlung eines Juden gar kein Verstoß gegen die Gesetze der Menschlichkeit wäre. Manchmal geht man so weit, daß man einen solchen Mann am Barte zupft und ihm unversehens ein Stück Speck unter die Nase hält." Wenn „Gebildete" sich derartiges erlaubten, kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, wie das niedere Volk gegen sie auftritt."

Indessen waren die Ereignisse im Auslande sowohl auf politischem wie auf literarischem Gebiete auch nicht spurlos an den Niederlanden vorbeigegangen. In der amerikanischen Republik, wo etwa 800 Juden wohnten, galt gleiches Recht für alle; nicht nur durften sie dort nach Belieben jeden Beruf ausüben, sondern in New-York war ein Jude zum Alderman gewählt worden, hatte aber das Amt nicht angenommen; in Pennsylvanien bekleideten verschiedene Juden das Amt von Friedensrichtern, anderweitig waren sie Mitglieder der Volksvertretung und Mischehen waren nichts seltenes. Ueberall, wo die Gesetze gut sind, sind auch die Menschen gut, und deshalb hörte man hier auch nicht die gewöhnlichen gegen die Juden in der alten Welt gerichteten Beschuldigungen. Man sorgte dafür, daß diese Zustände auch in der niederländischen Republik bekannt wurden, und es läßt sich begreifen, daß das Wirken Moses Mendelssohns auch hier seinen Einfluß äußerte. In Deutschland trugen seine Bemühungen die ersten Früchte, und der Sinn für Wissenschaft und Kunst erwachte unter den Söhnen seines Volks und damit drängte sich natürlich von selbst die Frage auf, auf welche Weise am besten für die bürgerliche Emancipation derselben gesorgt werden konnte. Die von Mendelssohn besorgte neue Ausgabe des Werkes von Manasse Ben Israel „Die Erlösung der Juden," welches 1657 in England erschien und kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution ins Holländische übersetzt wurde, war ebenso einflußreich wegen der von Mendelssohn dazu geschriebenen Vorrede, wie auch wegen der Anregung, welche der preußische Minister Dohm dadurch erhielt. Für diesen ausgezeichneten Staatsmann stand es fest, daß die Verachtung, der die Juden preisgegeben waren, wie überhaupt ihr trauriger socialer Zustand ausschließlich und allein den unwürdigen gesetzlichen Beschränkungen zugeschrieben werden mußte, welche sie von der übrigen Gesellschaft ausschlossen, und er legte auch seine Ansichten in einen Worte: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1783) nieder. Für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in den Niederlanden und deren westindischen Colonien interessirte sich Dohm so sehr, daß Der einige vornehme Juden in Surinam ersuchte, ihm einen geschichtlichen Ueberblick ihrer bisherigen Verhältnisse und ihres gesellschaftlichen Zustandes zu liefern, und diesem Umstande verdanken wir eine anziehende historische Beschreibung der Schicksale der Juden in Surinam. So bekannt waren derartige Bestrebungen in der Republik geworden, daß der Bürger Hahn, derselbe, der auf die alsbaldige Einführung der Guillotine gedrungen hatte, in der „Nationalversammlung" am 1. August 1796 von Moses Mendelssohn als dem „deutschen Plato" sprach.

Indessen war die französische Revolution auf ihrem Rundgange durch Europa auch in die Niederlande gekommen, in Frankreich waren die Juden schon 1789 den andern Staatsbürgern gleichgestellt worden und, wie man sich denken kann, begrüßten sie auch hierzulande die französische Umwälzung mit Freuden und hochgehenden Erwartungen. Als der Freiheitsbaum 1795 aufgepflanzt wurde, säumte man jüdischerseits nicht, alsbald ein Lebenszeichen zu geben, und im ersten Jahre der „batavischen Freiheit," am 11. Februar 1795, wurde in Amsterdam der Judenclub „Felix Libertate" feierlich eröffnet; verschiedene Commissare anderer Clubs und einige Officiere wohnten der Festlichkeit bei, bei der selbstverständlich in den feurigsten Reden die auferstandene Freiheit verherrlicht wurde. Aber der Rausch, den man aus dem Taumelbecher getrunken, war bald vorbei. Der erste heftige Widerstand kam von Seiten der orthodoxen Partei: kaum war „Felix Libertate" eröffnet, als es schon auf vollem Kriegsfuß mit den Rabbinern und Parnassim stand; letztere hielten die Verbrüderung mit einer christlichen Nation für äußerst gefährlich und befürchteten von einer Einverleibung in die Gesellschaft der Citoyens die Auflösung ihrer eigenen Nationalität, und dazu kam noch das nicht geringe Bedenken, daß die Juden auch am Sabbat zum Kriegsdienst verpflichtet gewesen wären. Dem Ansinnen der Mitglieder des Clubs, dir Erklärung der Menschenrechte auch in der Synagoge öffentlich vorlesen zu lassen, widersetzten sich die Parnassim mit aller Macht und der Streit nahm eine so erbitterte Ausdehnung an, daß es zu einer vollständigen Abscheidung kam, die jüdischen Patrioten stifteten eine neue Synagoge, Adath Jeschurun, die sich erst unter Wilhelm I. wieder mit der niederdeutsch-israelitischen vereinigte. Die patriotische Partei war von dem französischen Gesandten Noel sehr eifrig unterstützt worden und seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß die Parnassim 1798 ihrer Aemter entsetzt wurden, und zwar, wie es hieß „infolgte des aristokratischen Despotismus, nachdem die Klagen im Rathssaale von Amsterdam ebenso fruchtlos gewesen waren, als die bei der Provinzialverwaltung von Holland, und deshalb sei es nothwendig gewesen, die Herrschsüchtigen von ihrem Kirchenthron herabzuwerfen." Aber auch noch von anderer Seite erhob sich ein zäher Widerstand: Die spanischen und portugiesischen Juden, monarchisch und aristokratisch gesinnt und feurige Anhänger des Hauses Oranien, verabscheuten eine Revolution, welche das letztere aus dem Lande gejagt hatte, und wollten deßhalb von keiner Gleichstellung hören; ähnlich dachten auch viele deutsche Juden, und da „Felix Libertate" kaum 100 Mitglieder zählte, so war der von jüdischer Seite für die Emancipation geltend gemachte Einfluß naturgemäß sehr gering. Aber auch auf christlicher Seite zeigte man sich keineswegs entgegenkommend. Welcher Geist in diesen Kreisen noch wehte, geht daraus hervor, daß man sein Befremden kaum unterdrücken konnte, als man in Amsterdam vernahm, daß eine „der lieblichsten und schönsten Töchter des Freiheitsfreundes „van der Capellen tot den Marsch" in Paris ihre Hand einem Juden gereicht hätte, der als Offizier im Felde sein Vaterland, Freiheit und Gleichheit vertheidigte." Wer glaubt, daß bei den Männern, die zur Fahne der Freihit und Gleichheit geschworen hatten, die Gleich-

*) Man kann übrigens hier nicht umhin, den freien Standpunkt der Republik zu bewundern, denn im übrigen Europa war damals der Abfall vom Christenthum und der Uebertritt zum Judenthum ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen, dagegen waren hier die Fälle, daß Christen zum Judenthum übertraten, durchaus nicht selten.

stellung der Juden etwas Selbstverständliches, überhaupt gar kein Gegenstand der Erörterung mehr gewesen wäre, gibt sich einer argen Täuschung hin, im Gegentheil, bei dieser Gelegenheit zeigte sich recht deutlich, wenn man auch das Auge davor geflissentlich verschloß, der calvinistische Charakter der niederländischen Republik. In Paris war der Cultus der Göttin der Vernunft eingeführt worden, aber hier gab das specifisch-christliche Princip den Ton an, und wenn die Frage ob man die Juden zu den patriotischen Versammlungen zulassen sollte, in verneinendem Sinne beantwortet wurde, „weil das Judenthum nach der Lehre seiner Väter die Wiederherstellung ihrer Nation und die Ankunft des Messias erwarte und darauf noch forwährend hoffe, ein Princip, das in Widerspruch stehe mit der Souveränetät des Volkes und mit den Menschenrechten, da es auf die Errichtung eines irdischen Königreichs hinziele" —, so ist hinter dem politischen phrasenhaften Schwulst unschwer der religiöse Standpunkt zu erkennen. Außerdem warf man den Juden vor, daß ihre Sympathie für das oranische Haus in engem Zusammenhang mit dem Interesse stehe, das sie an englischen Staatspapieren hätten. Viele Patrioten machten denn auch aus ihrem Abschen vor Allem, was jüdisch war und hieß, durchaus kein Hehl. Erst der im Jahre 1814 wieder errichteten monarchischen Regierung wurde es möglich, die verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Juden, die bisher nur im Buchstaben bestanden hatte, durchzuführen.

Frankfurt a. M.—Der Vorstand der freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judenthums, welche ihren Sitz in Frankfurt hat, besteht aus folgendenden Herren: Rabr. Hirsch-Frankfurt, Rabr. Dr. Auerbach-Halberstadt, Distriktsrabr Bamberger-Kissingen, Provinzialrabbiner Dr. Cahn-Fulda, Rabbiner Dr. Carlebach-Lübeck, Rabbiner Dr. Deutsch-Straßburg (Elsaß), Rabr. Dr. Ehrmann-Baden (Schweiz), Rabr. Dr. Kahn-Wiesbaden, Provinzialrabbiner Dr. Koref-Hanau, Rbr. Dr. Lehmann-Mainz, Rbr. Dr. Marx-Darmstadt, Rabr. Dr. Plato-Köln, Rbr. Dr. Sänger-Bingen, Rbr. Spitzer-Wien, Buttenwiesen-Mannheim, Moses Frenkel-Frankfurt a. M., Selig Goldschmid-Frankfurt a. M., Rechtsanwalt Dr. Hirsch-Frankfurt a. M., Theodor Homburger-Frankfurt a. M., Dr. Königshofer-Fürth, H. Lehmann-Stettin, Georg Marx-Königsberg i. Pr., Benjamin Roos-Frankfurt a. M., Emanuel Schwarzschild-Frankfurt a. M.

Darmstadt.—Eine Schulamtsaspirantin jüdischer Konfession, die die Prüfung mit „gut" bestanden, hatte sich behufs geneigter Berücksichtigung bei Vergebung von Lehrerinnenstellen an das Ministerium, Abtheilung für Schulangelegenheiten, gewendet. Darauf erhielt sie folgende Antwort: „An Fräulein so und so. Auf Ihre Eingabe vom 27. v. M. erwidern wir Ihnen, daß zur Verwendung von Schulamtsaspirantinnen israelitischer Religion im diesseitigen öffentlichen Schuldienste vorläufig keine Gelegenheit gegeben ist. Knorr."

Wien, 25. Juni. — Es giebt doch noch Leute, welche etwas auf ihre Reputation halten. Die Ritter des Antisemitismus haben die Arbeiter beschuldigt, sie wären von den Juden bestochen und stünden deshalb abseits in dem heiligen Kreuzzuge gegen die Juden. Diesen Flecken wollten die Arbeiter nicht an ihrem guten Namen haften lassen und deshalb versammelten sich ihrer etwa 900 zu **Bruck** aus den verschiedensten Städten, um dagegen feierlichst und förmlichst zu protestiren. Nach vielen energischen Reden wurde eine Resolution gefaßt, welche u. A. es betont, daß die Arbeiter alle nationalen und konfessionellen Hetzereien verdammen, daß sie die infame Verleumdung der Schönerer-Partei zurückweisen und daß sie die ganze antisemitische Bewegung als Volksbetrug erklären.

Jerusalem, 24. Mai. — Unser Chacham Baschi hat sich veranlaßt gesehen, über den Redacteur des hier erscheinenden „Hazwi (הצבי)" Herrn Ben Jehuda, der einige Notablen der Sephardim beschuldigt hatte, daß sie zu den Missionären unerlaubte Beziehungen unterhalten, den Bann zu verhängen. Auch eine schöne Gegend.

Aus **Jamaica**, im Juni. — Vor einiger Zeit waren die Räume der Friendly Lodge in Kingston, welche gegenwärtig von der dortigen vereinigten jüdischen Gemeinde als Synagoge benützt werden, von 500 Besuchern gefüllt, darunter viele Christen. Der Synagoge waren zwei neue Gesetzrollen mit Sammtmänteln und silbernen Glocken gewidmet worden, die eine von dem Ehepaar Jacob Memdahy bei der dreißigsten Wiederkehr ihres Hochzeitstages, die andere von Israeliten aus Colon und Panama auf Antrieb der Herren J. C. Levy und Michael Delevanee. Die Sepharim mit Zubehör sind, wie Jew. Chron. mittheilt, in London gekauft, Rev. Louis M. Thorner, früher in New Orleans, welcher in Kingston eine jüdische Schule errichtet hat, hielt eine Rede, welcher ein feierlicher Gottesdienst folgte. Eine Geldsammlung wurde veranstaltet und ergab ca. $225 durch diese Summe ist der Synagogen-Baufonds auf $5000 gebracht.

Algier. — Der Erbauer der Senegalbahn, d. h. jener Bahn, welche die französische Regierung jetzt auf Staatskosten in ihrer Colonie am Senegal herstellen läßt und die dazu bestimmt ist, die Küsten des atlantischen Ocean mit dem Ufer der Niger, des großen afrikanischen Stromes, zu verbinden und so Civilisation, Cultur und Gesittung unter die verschiedenen Negerstämme im Süden zu bringen, ist Jude. Derselben ist nämlich in Kischinew (Rußland) geboren, heißt Goldenstein, hat am Politechnicum in Zürich sein Studium absolvirt und ist jetzt als Ingenieur im französischen Colonial- und Marineministerium angestellt. Derselbe ist nun dazu berufen, ein großes Stück Culturarbeit in Afrika zu vollführen und ein Wohlthäter der Neger zu werden.

So Manchem.

Bekämpft das Gute mit Haß und Hohn!
Die Zukunft wird beweisen:
Ihr schlugt mit einem Hammer von Thon
Auf ein Gebild von Eisen.

An einen Abschreiber.

Ein umgekehrter Kuckuck,
Hältst Du die Praxis fest:
Du legst gern fremde Eier
Dir in Dein eig'nes Nest.

Verlobungen.

Neuman — Meyerfield. — Herr Nathan Neuman aus Lake Linton, Mich., und Frl. Fanny Meyerfield, Tochter von Herrn S. Meyerfield aus Monroe, Mich. Keine Karten.